

Um Weide und Feld

Charlotte Wiedemann

Von Ethnien wird am ehesten dann gesprochen, wenn es um Verhältnisse außerhalb von Europa geht, um nicht-weiße Menschen. Der Begriff weckt Assoziationen von Vormoderne, von einem archaischem Selbstverständnis, in dem sich Menschen ausschließlich als Gruppe, gar als Horde verstehen. Hass scheint da jederzeit auflodern zu können, weshalb sich ein Konflikt, der ethnisch genannt wird, aus dieser Perspektive quasi von selbst erklärt. Er hat eine Plausibilität, die weiteren Wissens kaum bedarf.

Gerade in der Betrachtung afrikanischer Schauplätze ist es folglich ratsam, eine Warnung des Soziologen Stuart Hall zu beachten: Jegliche Vorstellung von Ethnizität bleibt tückisch, droht sie doch, eine als besonders stark empfundene kulturelle Identität in Richtung Natur und Biologie abgleiten zu lassen. Tatsächlich sind die vielfältigen und vielsprachigen Gesellschaften des globalen Südens im Umgang mit Differenz oft versierter und gelassener als jene des Nordens, die lange einem Ideal von Homogenität anhängen. Dies gilt auch für die Sahel-Region, deren Länder über lange Zeiträume gelernt haben, mit einer Diversität umzugehen, die im reizbaren Europa von heute unter dem Dach einer einzigen Staatsbürgerschaft ganz unvorstellbar wäre.

So sind in Mali 30 Ethnien (nach europäisch geprägter Begrifflichkeit und Zählweise) zu Hause, und mindestens zwölf einheimische Sprachen kursieren im täglichen mündlichen Verkehr. Mehrsprachig zu sein ist die Regel, nicht die Ausnahme. Über Jahrhunderte war Mali eine Region des Transits und der Verbindung: ein Land des Übergangs zwischen Savanne und Wüste, zwischen dem sogenannten schwarzen und dem nördlichen Afrika, zwischen Sesshaftigkeit und Nomadentum. Mit Diversität umzugehen, sie unter materiell schwierigen Bedingungen managen zu können, ist Bestandteil von Alltagserfahrung und Erziehung.

Wie Unterschiedlichkeiten kategorisiert werden, das ist von Gemeinschaft zu Gemeinschaft anders. In Bamanankan, der Sprache der Bambara, wird der dehnbare Begriff »sia« zunächst für jene benutzt, die eine andere Sprache sprechen, allerdings werden dabei weitere Unterschiede hinsichtlich Sitten, Kultur, Ernährung mitgedacht. Bei den Peulh sind hingegen drei verschiedene Begriffe in Gebrauch, welche die Stufen eines empfundenen Anderssein

präziser benennen.²⁴⁰ Auch ohne ein Wort zu verwenden, das ein Äquivalent zur generalisierenden Bezeichnung Ethnie wäre, können sich Menschen im Sahel aufgrund von Sprache, Gebräuchen und geschichtlichen Erzählungen als eine Gemeinschaft mit klaren Konturen empfinden. Dennoch wird häufig über diese Abgrenzungen hinweg geheiratet; auch in der Intimität der Familie ist die Gelassenheit gegenüber kulturellen und sprachlichen Unterschieden größer als im heutigen Europa. Ganz im Gegensatz zur geläufigen Annahme, Afrikaner und Afrikanerinnen fielen vor allem auf Gruppen-Identitäten (»Stamm«) zurück, ist ein verbreitetes Vertrauen zu beobachten, dass die betroffenen Individuen mit Diversität schon zurecht kommen werden.

Wenn sich in jüngerer Zeit gewaltförmig ausgetragene Konflikte im Sahel mehren, handelt es sich also um eine Entwicklung, die durchaus der Erklärung bedarf und die sich keineswegs aus einer multiethnischen Struktur »an sich« erklärt.

Es liegt nahe, als erstes die Klimakrise in den Blick zu nehmen; sie ist in der Region seit langem spürbar. Dürren mehren sich, Regenfälle werden schwer kalkulierbar, und es schrumpfen jene Flächen, die Kleinbauern und -bäuerinnen ohne künstliche Bewässerung kultivieren können. Zugleich wächst die Bevölkerung. Streit um Land, um Weide und Feld, um Wasser und Futter führt nun häufiger zu handfesten Konflikten. Allerdings hat sich diese Entwicklung seit langem angebahnt, ohne im Scheinwerferlicht internationaler Berichterstattung und europäischer Sicherheits-Analysen zu stehen. Dies stellt manche Aussagen unter den Vorbehalt eines nur eingeschränkt verfügbaren Wissens.

Über Landkonflikte in Mali wird bereits seit den 1970er Jahren berichtet, vermutlich begannen sie sehr viel früher, übrigens ohne zwangsläufig an ethnischen Grenzen entlang zu verlaufen. Es kam und kommt immer wieder vor, dass benachbarte Bauern wegen eines beidseitig beanspruchten Feldes tödlich aneinandergeraten; das lässt sich besser begreifen, wenn man bedenkt, was in der kleinbäuerlichen Subsistenzwirtschaft ein Hektar Boden für die Zukunft der Familie bedeutet.

240 Ergebnis einer Abfrage von Alltagswissen bei Vertretern verschiedener Sprachgruppen durch die Autorin. Auch zahlreiche andere Angaben in diesem Text beruhen, so weit nicht anders gekennzeichnet, auf eigenen Recherchen vor Ort. Siehe dazu auch: Charlotte Wiedemann: Mali oder das Ringen um Würde. München 2014. Und: Viel Militär, weniger Sicherheit. Heinrich-Böll-Stiftung, Berlin 2018 <https://www.boell.de/sites/default/files/e-paper-mehr-militaer-weniger-sicherheit-mali-fuenf-jahre-intervention.pdf>

Ins Zentrum der Aufmerksamkeit ist heute indes eine Kollision zweier Ökonomien und Lebensweisen gerückt: Hier der Ackerbau, auf kleinen, oftmals zersplittert liegenden Flächen; dort Pastoralismus, eine Wanderweidewirtschaft, bei der die Viehherden auf der Suche nach Nahrung große Distanzen zurücklegen, im Sahel auch über Landesgrenzen hinweg.²⁴¹

In früheren Zeiten zogen die Hirten auf den immer gleichen Routen durch den Sahel, und keinem Bauer wäre die Idee gekommen, auf solch einer bekannten Viehroute ein Feld anzulegen. Nun aber suchen Hirten neue Strecken, weil Wasserlöcher versiegen, und Bauern werden durch das Wachstum ihrer Dörfer gedrängt, Äcker in Weideland hinein auszudehnen und in das Umfeld von Tränken.

So ist es in Zentralmali, in der Region Mopti, wo sich der Niger zum Binnendelta öffnet: ein Landstrich reich an Zeugnissen von Weltkulturerbe – und heute die Zone mit den meisten Gewalttaten im Sahel. Täter wie Opfer finden sich gleichermaßen in zwei großen Volksgruppen der Gegend: Die Peulh (auch Fulbe und Fulani genannt) sind Hirten und Viehzüchter, die Dogon in der Regel Bauern. Im nationalen Maßstab stellt keine der beiden Gruppen mehr als neun Prozent der Bevölkerung.

Lange galten die Ökonomien von Peulh und Dogon als komplementär; lokale Allianzen verbanden früher oft eine Bauern- und eine Hirtenfamilie: Sie tauschten Hirse gegen Milch. In einer malischen Redensart heißt es: »Jeder Dogon hat seinen Peulh, jeder Peulh seinen Dogon.«

Neuerdings entstanden auf beiden Seiten bewaffnete Milizen; es kam zu Massakern mit hunderten Toten. In Dörfern, wo beide Volksgruppen miteinander zu verkehren pflegten, begann eine Entflechtung, sobald Geflüchtete eintrafen, die von Gräueltaten anderswo berichteten. »Eine Dynamik von Angst und Rache zwingt jeden, sich zugunsten des eigenen Lagers zu positionieren«, konstatierte die International Crisis Group gegen Ende des Jahres 2020, als sich die Krise auf einem Höhepunkt befand.

Die malische Öffentlichkeit hat auf die Bilder niedergebrannter Dörfer bestürzt und hilflos reagiert; interethnische Gewalt passt nicht ins Selbstbild.

241 Agro-pastorale Auseinandersetzungen stehen zwar an der Spitze bei Konflikt-Typisierungen, machen aber nicht notwendig die absolute Mehrzahl der Fälle aus. In einem Bericht von 2021 des Schweizerischen »Centre for Humanitarian Dialogue«, das Mediationen im Sahel fördert, findet sich folgende Zahl: Bei knapp 800 an der Basis untersuchten Konflikten in Mali, Niger, Burkina Faso, Mauretanien und Tschad war die agro-pastorale Konkurrenz mit 20 Prozent die meistgenannte Konfliktursache. <https://www.hdcentre.org/updates/agro-pastoral-mediation-in-the-sahel/>

»Wir haben unsere Vergangenheit idealisiert, nach dem Motto: Wir sind eine große Zivilisation, wir haben keinen Rassismus, keine Probleme zwischen den Ethnien«, urteilte Ousmane Sidibé, Präsident einer Wahrheitskommission, die Opfer von Konflikten befragt. »Das war nicht ganz falsch, doch die Verhältnisse ändern sich, Misstrauen und Kommunitarismus nehmen zu.«

Was aber ist Ursache, was ist Wirkung? Welche Faktoren entscheiden darüber, ob die Konkurrenz um Ressourcen in Gewalt umschlägt? Es hilft, einen genaueren Blick auf die beteiligten Communities zu werfen, auf ihre soziale Verfasstheit und inneren Zerklüftungen.

Die Dogon zogen sich vor Jahrhunderten auf schwer zugängliches Felsplateau zurück, um ihre an kosmogonischen Mythen orientierte Kultur vor der Islamisierung zu schützen. Die lange Phase der Abgeschlossenheit machte sie dann in der Kolonialzeit für Ethnologen interessant; der Franzose Marcel Griaule ließ hier sein berühmtes Buch »Schwarze Genesis« entstehen. Bereits Griaule stahl seinen Gastgebern sakrale Objekte; später wurde aus den Dörfern fast alle wertvolle Schnitzkunst abgeschleppt, die Meisterwerke der Dogon-Statuen stehen heute im Pariser Musée du Quai Branly. Mittlerweile sind die meisten Dogon zumindest nominell Muslime. Für Touristen wurde gern ein verbliebener Animismus herausgestellt, während arabische Staaten neben den Dörfern Missionsmoscheen bauten, um einen sogenannten reinen Islam zu verbreiten.

Das Unvermögen, eine Kultur zu bewahren, um die herum einst eine besondere Identität entstand, illustrieren nun besonders krass die Dogon-Milizen. Sie rekrutieren sich aus der Kaste der Jäger, das ist kein Beruf, eher ein Amt: In ihrer lehmgefärbten Tunika sind sie die Hüter animistisch-spirituellen und ökologischen Wissens – Initiierte, unverwundbar durch zahlreiche Fetische, die sichtbar und achtungsgebietend getragen werden. Traditionell besteht die Aufgabe der Jäger darin, mit ihren betagten Flinten die Umgebung des Dorfes zu kontrollieren und im Blick zu haben, wer hier Holz schlägt und Jagd auf Wild macht. Nun richteten Jäger Checkpoints ein und trugen zu den Fetischen eine Kalaschnikow.

Auf der anderen Seite der Konfliktlandschaft die Peulh: ein halb-nomadisches Volk von geschätzt 30 Millionen Menschen, verteilt auf ein Dutzend Länder zwischen Mauretanien und Kamerun. Seit Menschengedenken sind sie im Sahel die Viehzüchter und Viehhalter, ihre Lebensweise und ihre kulturellen Werte haben sich um diesen Kern herum entwickelt. In der kargen

Landschaft wirken die dünnen Gestalten der Hirten mit ihrem charakteristischen kegelförmigen Hut aus Ziegenleder und Stroh fast asiatisch; mit einer langen Stange und tänzerischen Bewegungen dirigieren sie ihre Herden.

Allerdings gehören ihnen die Tiere meistens nicht. Die Peulh teilen sich in zwei Klassen: hier mittellose Hirten, dort wohlhabende Vieh- und Landbesitzer, eine Aristokratie, von der sich die Hirten seit langem ausgebeutet fühlen. An dieser Stelle betreten malische Jihadisten die Bühne: Seit etwa fünf Jahren intervenieren sie in den schwelenden Konflikt innerhalb der Peulh-Gemeinschaft, sie gaben den Hirten Waffen, um die Aristokratie zu entmachten, und statteten die soziale Revolte mit dem Lack eines religiös motivierten Aufstands aus.

Noch eine zweite gesellschaftliche Gruppe erwies sich als anfällig für die Emanzipationsrhetorik des einheimischen Jihadistenführers Hamadoun Koufa: eine Gemeinschaft, die mit der Welt der Peulh verbunden ist, aber aus einem Status der Versklavung hervorging. Diese sogenannten Riimaybe, wörtlich »die Nichtgeborenen«, haben sich erfolgreich für die Schulbildung ihrer Kinder eingesetzt und sind wirtschaftlich eigenständig geworden, doch behalten sie aus Sicht der früheren Herrenklasse weiter das Stigma der Knechtschaft.²⁴² Aus diesen beiden Schichten, den wirtschaftlich leidenden Hirten und den um ihren rechtlichen Status ringenden ehemaligen Sklaven speist sich das Potential der Revolte und der Aufstieg der Djihadisten in Zentralmali.

Wie aber wurde nun aus dieser inner-ethnischen Revolte ein zwischen-ethnischer Konflikt, ein Kampf Peulh gegen Dogon? Und wie kamen die Jäger der Dogon an ihre Kalaschnikows? Erneut ist ein Rückblick notwendig, zurück in die Zeit der frühen Unabhängigkeit nach 1960. Die Haltung der sozialistisch orientierten Regierung des ersten und noch heute verehrten Präsidenten Modibo Keita war anti-feudal und anti-pastoral; Bauern wurden ermutigt, neue Flächen zu kultivieren, ohne – wie es bisher üblich war – die traditionellen Autoritäten am Ort um eine Erlaubnis für die Bodennutzung zu bitten.

Die Dogon machten davon ganz besonders Gebrauch, hatte sich doch aufgrund ihrer Lebensweise bei ihnen ein historisch bedingter Hunger nach Land entwickelt. Sie stiegen nun von der Falaise herunter, wo sie sich auch aus Angst vor Versklavung so lange verborgen gehalten hatten, und begannen,

242 Julien Antouly, Bokar Sangaré, Gilles Holder: Le djihad dans le centre du Mali: lutte de classes, révolte sociale ou révolution du monde peul? *The Conversation*, 22. 09. 21 <https://theconversation.com/le-djihad-dans-le-centre-du-mali-lutte-de-classes-revolte-sociale-ou-revolution-du-monde-peul-168091>

die Ebene zu bebauen. Das gute Verhältnis der Dogon zum Staat führte im Laufe der Zeit dazu, dass sie einen beträchtlichen Teil der malischen Armee stellten, heute sind es etwa 25 Prozent, während die Peulh unter den Soldaten nur einen verschwindenden Anteil ausmachen.²⁴³

Die Schwäche der malischen Armee im Kampf gegen den Jihadismus (oder was sie als einen solchen wahrnimmt) führte dazu, dass sogenannte Pro-Government-Milizen gefördert und bewaffnet wurden – die Dogon-Miliz »Dana Amassagou« wurde zum bekanntesten und schlimmsten Fall. Im Jahr 2016 zunächst zur Verteidigung von Dogon-Dörfern gegründet, bekam sie durch die staatliche Unterstützung, die nicht nur Kalaschnikows, sondern auch Granatwerfer umfasste, einen extremen Machtzuwachs. Die Miliz richtete nun militärische Trainingscamps ein, griff Peulh-Dörfer an und brannte sie systematisch nieder. Die staatliche Unterstützung wurde eingestellt, nachdem das Massaker im Dorf Ogossagou, dem 160 Menschen zum Opfer fielen, internationale Schlagzeilen machte. Doch die Verletzungen, die bei den betroffenen Gemeinschaften entstanden sind, werden Jahre oder Jahrzehnte brauchen, um zu verheilen.

Nun kann aber die Verfügbarkeit schwerer Waffen allein Verhalten nicht erklären. Welche Faktoren machten die mörderische Radikalisierung der Dogon-Jäger möglich? Weil eine Minderheit der Peulh eine Allianz mit dem Jihadismus einging, wurde die gesamte Volksgruppe stigmatisiert. Scharfmacher auf Seiten der Dogon-Communities schürten das Feindbild, jeder Peulh sei ein potenzieller Terrorist – so ließ sich alles, was die eigenen Milizen taten, als Selbstverteidigung deklarieren. Und die malischen Streitkräfte verhafteten willkürlich Hirten unter Terrorverdacht, ließen manche Verhafteten verschwinden.

Die Stigmatisierung der Peulh zog Kreise im ganzen Sahel. Im Senegal wurden sie 2017 verdächtigt, außer dem Terror auch das Ebola-Virus zu verbreiten; in Nigeria, Guinea und Burkina Faso steigerten sich Ressentiments in einem Maße, das zivilgesellschaftliche Aktivisten der Peulh-Community veranlasste, vor einem Genozid zu warnen. Und für manche westlichen Experten sind die Peulh Haupttriebkraft religiöser Radikalisierung – bestätigen

243 Tor A. Benjaminsen, Boubacar Ba: Filani-Dogon Killings in Mali: Farmer-Herder Conflicts as Insurgency and Counterinsurgency. In: African Security, published online 13 May 2021 <https://doi.org/10.1080/19392206.2021.1925035>

sie mit ihren Verwandtschaftsverhältnissen über Landesgrenzen hinweg nicht bestens das Credo, Anti-Terror-Politik verlange schärfere Grenzkontrollen?

Die komplizierte Gemengelage in Zentralmali illustriert: Es gibt auf die Frage nach der Ursache für Gewalt keine einfache Antwort, vielmehr wirken eine Reihe von Faktoren zusammen. In diesem Fall verschränken sich die internen Kämpfe in einer Gemeinschaft mit der Bauern-Viehhalter-Konkurrenz, mit den Eigeninteressen von Jihadisten und mit der einseitigen Parteinahme des Staates.

Wie gravierend im Sahel allein der Faktor Klima ist, bleibt unter Experten und Expertinnen umstritten. Eine quantitative Analyse von 820 Landnutzungskonflikten im Zeitraum von 1992 bis 2009 ergab keine eindeutige Korrelation mit den jeweiligen Regenfällen.²⁴⁴ Und stärker als ein physisch-biologischer Mangel an Ressourcen könnte ins Gewicht fallen, dass Mangel auch durch eine verfehlte staatliche Ressourcen- und Landnutzungspolitik entsteht.²⁴⁵

Aus lange zurückliegenden Disputen um die Nutzung von Boden, so der malische Soziologe Cheibane Coulibaly, seien sich widersprechende lokale Rechtsauffassungen entstanden, die noch nach Generationen einen Streit neu entfachen können. Coulibaly, ein Experte für afrikanisches Bodenrecht, hat in Mali eine Universität gegründet, die einem Entwicklungsmodell aus eigener Kraft verpflichtet ist. Der Professor widerspricht der verbreiteten Vorstellung, ein früher harmonisches Mali sei heute quasi unter die Räuber gefallen. Vielmehr zeigten sich hier typische Probleme eines postkolonialen Staates.

Um dauerhafte Lösungen gerade in der heiklen Bodenfrage zu finden, hätte es nach dem Ende der Kolonialzeit einer sensiblen Hand des Staates bedurft. Die neue Elite nach der Unabhängigkeit von 1960 machte keine ethnisch konturierte Politik, besaß aber auch keine positive Vision für die Vielfalt des Landes, fürchtete sie eher. Zu den strukturellen Schwächen des Staates, die in den vergangenen 60 Jahren nicht korrigiert wurden, gehöre seine »Unfähigkeit; auf die ethnische, religiöse, territoriale und philosophische Diversität der Malier zu antworten«, meint der Reformpolitiker und zeitweise Premierminister Moussa Mara.

Dabei existierte bereits im mittelalterlichen Mali-Reich ein Bewusstsein dafür, wie wichtig das Management von Konflikten ist. Aus dieser Zeit stammt

244 Nach Benjaminsen/Ba, a. a. O.

245 ebda